



Jon Irabagon kennt den Jazz aus verschiedenen Perspektiven, aus sich gegenüberliegenden Blickwinkeln. Er fühlt sich der Tradition, aber auch dem freien Spiel verpflichtet. Ziel des Alt- und Tenorsaxofonisten der Kulttruppe „Mostly Other People Do The Killing“ ist, die beiden Extreme einander anzunähern und langsam aber sicher miteinander verschmelzen zu lassen.

Text und Fotos: Ssirus W. Pakzad

Ein just erschienenes Album, das Jon Irabagon dem Gewinn eines prestigeträchtigen Preises verdankt, hat dem jungen Amerikaner philippinischer Abstammung jüngst eine Menge Publicity eingetragen – und alle, die mit dem bisherigen Schaffen des Musikers noch nicht vertraut sind, womöglich auf die falsche Fährte gelockt. Wer sein „The Observer“ (Concord/Universal) anhört, könnte auf den Gedanken kommen, dass da einer einfach nur die gute alte Tradition pflegt und einen Weg einschlägt, der ziemlich straight ahead verläuft. Die Musik, die der Saxofonist mit Stan Getz' alter Rhythmusgruppe (Kenny Barron, Rufus Reid, Victor Lewis) einspielte, ist purer Stoff und swingt munter – ohne je in den Verdacht zu geraten, mit ironischen Anspielungen zu arbeiten.

Das aber ist sonst eine der Spezialitäten des Jon Irabagon. Sowohl auf seinem Debüt „Outright!“ (Innova), als auch mit den „terroristischen Bebopern“ des Kultquartetts „Mostly Other People Do The Killing“ wirbelt er die Jazzgeschichte aberwitzig durcheinander, ordnet im Zeitraffer den Verlauf der Historie neu, richtet ein hoch witziges Tohuwabohu an, das Konservative mühelos überfordert – und mitunter auch verärgert. „Wenn man experimentiert und mit recht unterschiedlichen Aspekten der Musik umherjongliert, glauben die Leute oft, man könne nicht ernsthaft straight ahead spielen“, sagt er, knapp zwei Stunden, nachdem sein arg verspäteter Flug, von New Yorks La Guardia Airport kommend, in München gelandet ist. „Manch einer vermutet, dass hinter allem was ich mache ein versteckter Witz steckt oder eine ironische Brechung. Als ich mein Album „The Observer“ herausbrachte, gab es Besprechungen, die sich weigern wollten zu glauben, dass da derselbe Typ musiziert, der zuvor

Der Kumpel und die Geliebte

„Outright!“ veröffentlicht hat. Ich muss nur ehrlich zu mir selbst sein. Ich habe vermutlich einen harten Weg vor mir und kann immer nur auf die Elemente verweisen, die meine Musik ausmachen. Ich habe viel Cannonball Adderley, Stan Getz und John Coltrane gehört, aber eben auch Evan Parker und John Zorn.“

Dass Jazz und Jazz nicht dasselbe sein müssen, hat John Irabagon (die Betonung liegt auf dem „ra“) früh begriffen. „Ich mag es, sogenannten Mainstream zu spielen, und ich mag das genaue Gegenteil. Ich könnte das eine nicht mehr tun, ohne auch das andere gemacht zu haben. Ich muss versuchen, beides in Zukunft auf eine möglichst persönliche und organische Art zu kombinieren. Ich würde mich im Übrigen schnell langweilen, wenn ich ein Jahr lang nur free unterwegs wäre.“ Ausgerechnet als es darauf ankam, hat der aus der Umgebung von Chicago stammende Musiker sein Annäherungsansinnen wirkungsvoll umgesetzt. Im Jahre 2008 nahm er an der Thelonious Monk International Saxophone Competition teil und sah sich einem stark besetzten Feld von Konkurrenten gegenüber. In der Jury saßen damals lauter Ehrfurcht einflößende Kaliber wie Wayne Shorter, Jimmy Heath, Greg Osby, Jane Ira Bloom und David Sánchez. Die Dame und die vier Herren hat Jon Irabagon mit seinem Spiel auf seine Seite gezogen. Klare Sache: 1. Platz für den Philippino-Amerikaner. Statt einer ausformulierten Jury-Begründung gab es „nur“ 20.000 US Dollar Preisgeld und einen Plattendeal mit Concord. Hat der Gewinner trotzdem in Erfahrung bringen können, womit er sich selbst aufs Siegertreppchen brachte? „Irgendwie habe ich herausgefunden, dass der Jury meine Liebe zur Tradition gefiel, aber eben auch, dass ich gleichzeitig auf der Suche nach Neuem war und experimentierte. Und für Musiker wie Greg Osby, Wayne Shorter und Jane Ira Bloom ist die musikalische Suche ein entscheidender Aspekt.“

Wer weiß, vielleicht lässt er irgendwann einmal auch Klangquellen aus der Heimat seiner Eltern in den persönlichen Findungsprozess mit einfließen. „Bisher spiele ich weder Philippino-Folksongs, noch verwende ich traditionelle Instrumente“, sagt er, ein jugendliches Lachen hinterherschickend. „Mein Vater stammt aus dem ziemlich gefährlichen Ghetto von Manila, meine Mutter aus einer eher ländlichen Gegend, von einer der neuntausend Inseln. Beide sind auf den Philippinen zur Uni gegangen und zogen dann so um 1974 herum, also ein paar Jahre bevor ich geboren wurde, in die USA. Meine Eltern brachten mir übrigens unsere Sprache namens „Tagalog“ bewusst nicht bei, weil sie glaubten, dass mich das als Kind nur verwirrt hätte. Genau genommen wuchs ich in der weißen amerikanischen Mittelschicht auf.“ Vom philippinischen Lebensgefühl hat er trotzdem eine Menge mitbekommen. „Mein Vater hat im Laufe der Zeit einen großen Teil der Familie in die USA nachgeholt. In der Schule war ich ein ganz „gewöhnliches“ Kind. Aber an den Wochenenden hatten wir immer diese Familientreffen, wo wir dann leicht auf zwanzig oder fünf- undzwanzig Personen kamen. Bei diesen Treffen habe ich

eine ziemliche Dosis der philippinischen Kultur abgekriegt, weil meine Familie sehr traditionell eingestellt ist.“

Die philippinische Gemeinde in den USA hat übrigens laut gejubelt, als einer aus ihrer Mitte die Monk Competition gewann. Schließlich ist Jon Irabagon einer der Ersten mit dieser Kultur im Rücken, die sich auf dem Feld des Jazz hervorgetan haben.

So richtig ernsthaft zu spielen begonnen hat der Stolz seines Volkes allerdings erst reichlich spät. „Mir hat das Musizieren zwar immer Spaß gemacht, aber während meiner High School-Zeit war es zunächst nichts weiter als eine gute Gelegenheit, mit meinen Freunden abzuhängen. Wir waren alle in der Schuljazzband.“ Der Bandleader und Musiklehrer spürte allerdings, dass einer seiner Schutzbefohlenen etwas mehr Talent besaß als die anderen. „Mich hat er immer persönlich ermutigt, indem er mich öfter ein Solo spielen ließ. Das brachte mich dazu, mehr zu üben.“ Reichlich Praxis bekam er dann während seines Studiums in Chicago. „Es gibt eine großartige Musikszene dort. Deshalb fing ich unter der Woche regelmäßig an Gigs zu spielen. An einem Abend



stand Bigband auf dem Programm, an einem anderen Free Jazz, am nächsten entweder experimenteller Noise Rock, eine Hochzeitsband oder eine Truppe, die Sting-Coverversionen darbrachte. Die Chicagoer Musikszene ist total übersichtlich. Wenn du es einigermaßen ernst meinst mit der Musik, immer pünktlich zu den Gigs erscheinst und ein netter Kerl bist, hast du selbst als nicht ganz so guter und erfahrener Typ beste Chancen, regelmäßig auftreten zu können. Schnell stellte ich fest, dass Musizieren ein guter Weg sein konnte, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten und dabei auch noch Spaß zu haben. Eigentlich sollte ich ja einen Abschluss in Betriebswirtschaft machen. Vielleicht wäre ein Steuerberater aus mir geworden. Ich dachte dann: Wenn mir die Musik genug Geld für Miete und Lebensmittel bringt, dann mache ich doch lieber das.“ Guter Entschluss! Jon Irabagon hatte auch das Glück, in Chicago von älteren Musikern an die Hand genommen zu werden. „Es gab in der Stadt ein paar Bandleader-Veteranen, die in der Szene wichtige Figuren waren. Diese Musiker haben mich stets gefördert. Ich hatte jeden Sonntag diesen Gig in einem Laden, der „Andy’s“ hieß – mit einem Nonett, das vom Drummer Jerry Coleman geleitet wurde. Neben mir saß ein Bariton-saxofonist namens Ron Kolber. Er kannte Duke Ellington noch persönlich und hat sogar ein paar Mal bei ihm gespielt. Er besaß einen gigantischen Ton auf seinem Instrument. Eines Tages gab er mir zu verstehen, dass ich unbedingt mal Johnny Hodges auschecken sollte, weil mich das ein ganzes Stück weiterbringen würde. Er sagte, wenn ich mit Hodges Spiel nicht vertraut wäre, hätte ich eigentlich keine Ahnung was ich da tue. Und ich dachte mir: Wenn ein Typ, der viermal so alt ist wie ich, mir so einen Tipp gibt, sollte ich ihn besser beherrschen.“ Jon Irabagon beließ es jedoch nicht nur bei Hodges-Studien. Er tauchte immer tiefer in die Geschichte ein und beschäftigte sich mit den Säulenfiguren des Jazz, lernte die Spielweisen aller prägenden Saxofonisten kennen. Auch als er sich 2001 in New York niederließ, um an der Manhattan School of Music zu studieren, machte er sich mit Ehrgeiz daran, jede Wissenslücke zu schließen. Heute hört man deutlich, wie gründlich er seine Hausaufgaben gemacht hat und wie viele imaginäre Fleißkärtchen er einheimste. Die gesunde Basis, die er sich geschaffen hat, dient ihm heute als Startrampe bei Trips ins musikalisch Ungewisse. Jon Irabagon gilt derzeit als einer der vielseitigsten Musiker des Big Apple. Ihm liegt das Pendeln zwischen den Extremen. Wenn er sich wieder mal über „ein paar Millionen Akkorden zu viel“ ausgetobt hat, gelüstet es ihm etwa nach dem Einfachen. So betreibt er eine 80er Jahre Coverband (inklusive Frottee-Stirnband und bunte Leggings tragender Tänzer), die nach einem herrlich doofen Prinzip verfährt: Jon Irabagon nimmt sich einige der schlimmsten Sünden des leidigen Jahrzehnts her und verwandelt sie in etwas wunderbar Schräges. Ob nun „Karma Chameleon“ von Culture Club, „Hello“ von Lionel Richie, „Caribbean Queen“ von Billy Ocean, „Glory Of Love“ von Peter Cetera, „Nothing’s Gonna Stop Us Now“ von Jefferson Starship oder „Take On Me“ von A-Ha – mit jeder dieser Scheußlichkeiten verfährt er nach demselben Prinzip: Er fertigt eine Art kom-

primiertes Arrangement, das weitgehend alle Details enthält und am Ende wie ein zu vollgestopfter Klavierauszug ausschaut. Da müssen alle beteiligten Musiker durch. Und nun kommt eine kleine, perverse Besonderheit: Da, wo im Originalstück ein schmieriges Gitarren- oder Pornosaxofonsolo auftaucht, müssen alle Musiker ihre Funktion unterbrechen und unisono spielen – sogar der Schlagzeuger. „Schon deshalb wollte ich unbedingt „Beat It“ von Michael Jackson im Repertoire haben. An der Stelle, wo Eddie van Halens Solo kommt, das ich für die Band minutiös transkribiert habe, bricht bei uns das totale Chaos aus.“ Schallendes Gelächter. Zu blöd, dass es von dieser Anarcho-Truppe noch kein Tondokument gibt.

Sonst aber existiert bereits eine ganze Reihe Veröffentlichungen, die die unterschiedlichen musikalischen Ansätze des Jon Irabagon erfasst haben. Auf vier Alben der Gruppe „Mostly Other People Do The Killing“ lebt er eine fast schon gemeingefährliche Virtuosität aus und gefällt sich an comic-artiger Überzeichnung. Mit dem Schlagzeuger Mike Pride improvisiert er ohne Notenbindung, und ziemlich frei angelegt ist auch die Musik des „RIDD Quartets“ oder das Duo mit dem Saxofonisten Anders Svanoe. Bald will Jon Irabagon auch ein Projekt auf Tonträger bannen, an dem er sich schon länger probiert: sein Sonny Rollins Tribute Trio. „Da nehme ich mir bei jedem Auftritt einen Standard vor, der mit Rollins assoziiert wird, und den spiele ich dann eine gute Stunde lang. Sonny Rollins hat ja gerne ausführliche Soli gespielt – darauf bezieht sich dieses Projekt. Und ich treibe es mit der Länge der Stücke auf die Spitze, um zu sehen was passiert. Ich arbeite mit wechselnden Bassisten und Schlagzeugern. Speziell mit den Drummern war es interessant für mich zu sehen, wie sie mit der Situation umgingen. Einige swingten einfach eine Stunde lang durch, einer spielte funky, ein anderer hat gerade mal drei Minuten den Swingpuls durchgehalten – den Rest des Stücks ist er total ausgeflippt.“ Es versteht sich von selbst, dass der gelernte Altist bei diesem Projekt zum Tenorsaxofon greift – in der letzten Zeit häufen sich seine Einsätze des tieferlagigen Instruments ohnehin auffällig. Beeinflussen sich die beiden Hörner gegenseitig? „Ja, die vielen Soli, die ich über die Jahre von verschiedenen Tenoristen transkribiert habe, dunkelten meinen Alto-Sound ein. Umgekehrt lege ich das Tenor etwas höher an als gewöhnlich“, sagt Jon Irabagon, der Greg Osby übrigens gerade ein Sopranino abgekauft hat, mit dem er sich aber noch näher beschäftigen muss. „Es ist tough, zwischen beiden Hauptinstrumenten zu wechseln, und manchmal denke ich, dass es besser wäre, sich für ein paar Monate auf eines der beiden zu konzentrieren. Es sind beides Saxofone, aber sie bewirken etwas anderes. Mein Tenorsax ist wie mein bester Freund, mit dem ich abends auf ein Bier gehe und abhängt. Das Alto ist wie meine Geliebte. Beide Hörner haben unterschiedliche Qualitäten und bringen verschiedene Seiten von mir heraus.“

www.jonirabagon.com

www.myspace.com/jonirabagon